

Das war meine Rettung

Die Kuratorin Susanne Gaensheimer war schockiert von Christoph Schlingensiefs Tod. Sie kämpfte um ihre Stabilität



Frau Gaensheimer, können Sie sich an das erste Bild erinnern, von dem Sie berührt waren?

Ich glaube, eins der ersten Bilder, die mich in meiner Kindheit beeindruckt haben, war *Der Tänzer* von Alexej von Jawlensky im Lenbachhaus in München. Es war ein Bild, bei dem ich zum ersten Mal erkannt habe, dass die Kunst mehr wiedergeben kann als nur ein Motiv.

Spilte Kunst in Ihrer Familie eine wichtige Rolle?

Meine Eltern haben sich mehr für Musik oder Theater interessiert, und für meinen Vater war auch das Katholische sehr wichtig. Ich kann mich an ein Ereignis in meiner Jugend erinnern, wir waren an Ostern in Kalabrien, und es gab eine Prozession. Das mit meinem Vater zusammen zu erleben und zu sehen, was ihm das bedeutet, hat mich sehr geprägt. Da geht es ja nicht nur um die Pracht und die Herrlichkeit, sondern auch um das menschliche Leid, es steckt eine Doppelbödigkeit darin. Die rituelle Form der Spiritualität hat mich später aber auch in einer anderen Glaubensrichtung angesprochen, im Buddhismus. Mit dem habe ich mich eine Zeit lang intensiv beschäftigt, weil er mich als Philosophie über die menschliche Existenz interessierte. Das ist eigentlich bis heute ein ganz wichtiger Bestandteil in meinem Leben.

Wie wichtig ist Ihr Vater für Sie?

Mein Vater ist ein Fels in der Brandung, auf den ich mich immer verlassen kann und der mir das Gefühl von Sicherheit gibt. Er hatte einen hohen Anspruch, und als Kind habe ich ihn als sehr streng empfunden. Seine eigene Erfahrung war, dass man die Dinge im Leben nicht einfach geschenkt bekommt, sondern etwas für sie leisten muss. Er hat mich jahrelang während des Studiums gefordert und immer darauf geachtet, dass es vorwärtsgeht. Aber irgendwann, vor ein paar Jahren, hat er auch gesagt:

Du hast jetzt hart genug gearbeitet, konzentriere dich auf das, was du erreicht hast.

Als Sie Museumsdirektorin wurden, waren Ihre beiden Kinder noch klein. Wie haben Sie das gemeistert?

Die Leute fragen mich immer: Wie schaffen Sie das, Kinder und Beruf? Das ist schon viel auf einmal. Und wenn die Kinder klein sind, kann das einen sehr an die eigenen Grenzen bringen, vor allem, wenn man müde und doppelt belastet ist. Ich habe mich manchmal bei meinen Kindern entschuldigt, weil ich ausgerastet bin, das passiert schon. Aber sie geben mir auch wahnsinnig viel Kraft und sind ein permanenter Quell der Freude und Liebe. Wenn ich nicht unterwegs bin, versuche ich, abends früh zu Hause zu sein. Dann kochen wir, essen zusammen, und ich bringe die Kinder ins Bett. Bei den Reisen wechseln mein Mann und ich uns ab, sodass immer einer von uns da ist.

Ein Kritiker schrieb mal, Sie seien eine aufgeräumte Person.

Das Äußere meines Lebens ist aufgeräumt. Ich kann nicht gut in unaufgeräumten Räumen leben oder arbeiten. Aber im Inneren bin ich nicht so aufgeräumt, da gibt es auch Zweifel, Unsicherheit, Ängste. Ich bin eigentlich ein melancholischer Mensch. Was mich sehr beunruhigt und nach der Zusammenarbeit mit Christoph Schlingensief und seinem Tod auch lange beschäftigt hat, ist die Vergänglichkeit. Durch das Erleben der Krankheit von Christoph kam noch eine ganz andere, bedrohliche Dimension hoch. Wie er das in seiner Kunst thematisiert hat, hat mich im tiefsten Inneren berührt, und sein Sterben hat mich stark verunsichert – dieses Sterben zu beobachten, den Kampf dagegen und Christophs Ängste und seine Verzweiflung. Dass der Tod dann so plötzlich kam und mich im Nachhinein so sehr beschäftigen würde, damit hatte ich nicht gerechnet.

Was hat Sie aus dieser Verunsicherung gerettet?

Was mir unter anderem immer hilft, sind Yoga und Meditation. Das ist mein Handwerkszeug schon seit vielen Jahren, wenn ich in einer instabilen Verfassung bin. Das bringt einen zurück in den Körper, beruhigt den Geist und relativiert die Emotionen. Man beobachtet sich selbst und nimmt eine gewisse Distanz zu sich selbst ein. Für mich ist das ein Anker. Aber natürlich hat mich vor allem die große Stabilität gerettet, die ich durch meine Familie erfahre. Dort fühle ich mich aufgehoben und habe auch Verantwortung. Meine Familie ist für mich die beste Therapie. Meine Kinder haben einen schönen Schulweg durch den Park, und da täglich mit den Kindern an der Hand in der Früh durchzugehen und sich ein bisschen zu unterhalten, das sind wunderschöne Momente.

Susanne Gaensheimer,

47, studierte Kunstgeschichte. Seit 2009 leitet sie das Frankfurter Museum für Moderne Kunst. 2011 richtete sie mit Christoph Schlingensiefs Witwe Aino Laberenz auf der Biennale in Venedig den Deutschen Pavillon mit Werken des verstorbenen Künstlers ein

Das Gespräch führte Herlinda Koelbl

FOTO HERLINDE KOELBL

Die Fotografin Herlinda Koelbl gehört neben dem Psychologen Louis Lewitan und Ijoma Mangold zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe

Im nächsten Heft

Der britische Regisseur Mike Leigh, 71, erzählt von einem wahr gewordenen Kindheitstraum: 1952 verliebte er sich in eine berühmte Schauspielerin – mehr als 60 Jahre später bekam er einen Kuss von ihr